

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 177.

Sonntag, 1. August.

1915.

(10. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Doch die Woche ging hin. Das Wetter war herrlich und das junge Fräulein, das so brennend gern auf einen Berg gewollt hatte, fand sich nicht ein.

In einem Feiertag kam Leutnant von Gräfe und machte Besuch.

„Was ist denn mit Ihrer Schwester?“ fragte Oly unbefangen. „Sie ist doch nicht krank geworden?“

Der Leutnant wurde verlegen, stammelte eine sehr schlechte Ausrede. Später ließ er dann einfließen, die Mama sei so streng und lasse das arme Märchen gar nicht von der Seite. Ganz altmodisch sei sie darin noch. Er für seinen Teil finde es viel hübscher, wenn die jungen Mädchen etwas freier seien. Man unterhalte sich doch besser als mit solchen Ganschen, die nichts lesen durften.

Er war offenbar kein großer Diplomat, der Leutnant. Vielleicht fand er es auch nicht der Mühe wert, die Ansichten seiner Frau Mama zu verbergen.

Oly konnte aus seinen Bemerkungen wohl heraus hören, daß Frau von Gräfe ihrer Tochter nicht erlaubt hatte, bei ihnen Besuch zu machen, mit ihnen zu verkehren. Man fand sie zu frei erzogen. Natürlich! Man hatte wohl schon von der Scheidung der Fahrensteinschen Ehe munkeln hören.

Auf die Gesellschaft des kleinen Mädchens konnte Oly leicht verzichten, aber als der Leutnant später anfing, eine recht starke Anekdote zu erzählen und lachend bemerkte: „Gnädiges Fräulein, versteh'n ja Spaß!“ da wies sie ihn sehr entrüstet in die Schranken.

„Sie scheinen in einer Begriffsverwechslung befangen, Herr Leutnant“, sagte sie scharf. „Ich bin für Freiheit eingenommen; aber ich will nicht, daß die Herren sich mir gegenüber Freiheiten erlauben! Der Typus des modernen jungen Mädchens ist Ihnen offenbar nicht klar!“

Es verstimmte sie doch, mehr als sie sich selbst eingestehen mochte, daß sie unter den ganz korrekten Damen nicht mehr für vollständig todeslos galt. Sie wußte ja, wie man in der Gesellschaft urteilte. Es hieß nun wohl: O diese beiden Schwestern! Die eine hatte doch einen Skandal in der Pfalz! Was war mit der andern?

Aber ihr Trost half ihr darüber hinweg. Nun gut! Wenn man ihr Steine vor die Tür warf, dann ging sie eben den Menschen aus dem Weg!

Bruno war enttäuscht, daß die niedliche kleine Blondine nicht kam. Da es nun mit einem Flirt mit der adeligen jungen Dame nichts war, beschäftigte er sich um so mehr mit der hübschen Anna.

Er sagte ihr Schmeicheleien, riet ihr, das Haar nicht so straff zurückzukämmen, sondern etwas loser über die Schläfen fallen zu lassen. Er plauderte mit ihr, so oft er sie allein antraf, und als er mit freundlichen Worten und warmen Blicken genügend ihre Ecken überpundeln zu haben glaubte, gab er ihr auch einmal im Dunkeln einen Kuß.

„Aber Herr Robertus!“ mahnte sie ablehnend. Doch das Herz klopfte ihr vor Seligkeit, daß der schöne, feine, elegante junge Herr sie beachtet. So klang die Enttäuschung denn recht schwach.

Im Flug erhaschte er nun so manchen Kuß. Da er aber seine Neigung für die hübsche, schlankste Jose der Mutter vor allen Blicken verbergen mußte, so war er nur auf eine flüchtige Annäherung angewiesen. Und er fand es sehr langweilig, abends mit der Mama Domino zu spielen und um zehn Uhr schlafen zu gehen oder in dem Dorfwohnhause mit dem Lehrer und dem Bahnexpeditor zu taroken. Das waren die einzigen Freuden, die sich in Zischbach boten. Er sehnte sich nach einem reizvollen Abenteuer.

Am Ende des Parkes, wo dieser von einem niederen Baun umfriedet an den Wald grenzte und draußen ein schmaler schattiger Weg an einem Bach entlang führte, stand ein Blockhaus, das wie eine niedliche Almhütte hergerichtet war. Mama kam nie so weit auf ihren Spaziergängen, weil man hier Stufen zu steigen hatte, und Oly fand das Hättchen geschmacklos: „Der Traum eines Spießbürgers“, sagte sie.

Bruno aber hatte eines Tages mit Wohlgefallen entdeckt, wie behaglich der Raum im Innern sei, wie hübsch er sich ausnahm, wenn man die Lampe anzündete und die roten Vorhänge schloß. Ein stilles Plätzchen, wie geschaffen für heimliche Liebel!

Nun hatte er ja ein *Chambre séparée*, in dem ihn niemand stören würde! Und sogar mitten im sonnerlichen Wald! Das war doch reizend.

Er machte sich auch gleich daran, sich hier noch etwas wohlicher einzurichten, ließ sich Kissen und einen billigen Teppich und ein paar Decken schicken, denn er sah als moderner Sparbarit nicht gern auf Holzstühlen. Auch süßen Wein schaffte er sich an und feines Konfekt, damit man in dem Schränkchen etwas zu knabbern fand. All den kleinen Luxus schleppte er heimlich wie ein Samster in seine Höhle. Und das Geld — um diese Einkäufe sofort zu bezahlen — denn es durfte um keinen Preis bei dem Vater oder der Mutter eine Rechnung einlaufen — verschaffte er sich durch einen schlauen Trick.

Er breitete eines Tages im Wohnzimmer Karten aus, las eifrig im Reisehandbuch und schien ganz vertieft in Pläne.

„Was studierst du denn da?“ fragte die Mama.

„Ach, ich möchte einmal eine größere Bergtour machen. Auf den wilden Kaiser, und da sehe ich nach, wie es sich am besten einrichten läßt.“

„Bruno! Um Gottes willen! Auf dem Kaiser sind schon so viele verunglückt. Nein, das erlaube ich nicht!“

Er zuckte bloß mit den Schultern, machte sich weitere Notizen und warf zerstreut hin: „Aber ich bin doch kein Kind, Mama, und ich muß wieder einmal ordentlich laufen. Man roftet ein in dieser Ruhe hier!“

Sie zog alle Register ihrer Stimme auf. Sie drohte mit dem tiefsten Brustum, sie schmeichelte mit den wärmsten, sanftesten Lauten, sie machte ihre ruhrenden Augen; es half nichts.

„Ach Gott! Ich rege mich so auf! Ich werde Nächte lang nicht schlafen! Denke doch an mein Herz und an meine Nerven!“

Aber weder Herz noch Nerven machten Eindruck.

Endlich versiel sie auf den Ausweg, auf den der Plan aufgebaut war.

„Bruno, mein Junge!“ sagte sie endlich. „Sei vernünftig! Ich will dir ja ein anderes Vergnügen vorschlagen! Ich schenke dir eine Reise nach dem Süden! Für den Herbst! Willst du zur Traubenlese nach Bozen. Jetzt ist es ja zu warm, aber im Oktober!“

„Ach, das sind Versprechungen. Bis zum Herbst denkst du nicht mehr daran! Und ich wollte doch jetzt mal ein bißchen fort!“

„Gleich sollst du das Geld haben, gleich! Und schau, es ist doch auch nicht gut, deine Studien jetzt zu unterbrechen!“

Sehr zaudernd gab er nach. Als er schon die Summe in Händen hielt, die er sich mit der Komödie zu verschaffen gehofft, machte er noch ein ergebenes Gesicht, als habe er ihr ein schweres Opfer gebracht. Wenn die Mutter geahnt hätte, wie wenig sein Sinn nach einer Bergtour stand!

„Annen!“ sagte er in diesen Tagen einmal leise, als das junge Mädchen in der Laube den Kaffeetisch deckte. „Es ist schade, daß Sie so wenig fortkommen.“

„Die gnädige Frau hat neulich schon gemeint, ich dürft' fort, aber ich hab' ja niemand, und allein! Die Köchin, die mag nicht —“

„So gern ginge ich mit Ihnen, Annchen, aber Sie wissen ja! Wenn man bemerkt, daß ich mich etwas mit Ihnen abgebe, und wenn es auch wirklich harmlos ist, dann kriegen sie alle gleich Angst, ich könnte zu lieb mit Ihnen sein und man schickt Sie am Ende heim zur Fanny. Und das wär' schäd', nicht wahr?“

„O Gott, das wär' schrecklich!“ meinte sie und faltete ganz entsetzt die Hände. Sie fand es zu schön auf dem Land, fern von der Mutter!

„Ja, schauen Sie, darum muß ich sehr vorsichtig sein!“

Er stand auch jetzt von ihr abgewendet und rauchte scheinbar ganz lässig seine Zigarette. Reize nur raunte er ihr zu:

„Ich habe eine Idee, Annchen! Es ist jetzt herrlicher Mondschein! Und wenn Sie abends in Ihrer Kammer oben sind, dann fragt kein Mensch mehr nach Ihnen. Hier geht ja alles mit den Süßnern zu Bett. Na und da kommen Sie auf den Zehenspitzen die Hintertreppe herunter und wir gehen zusammen im Mondschein spazieren. Das ist ja viel schöner als am Tag eigentlich!“

„Ach, schön müßt es freilich sein!“ sagte sie und beugte sich erglühend auf die Tassen herab. „Aber wenn die gnädige Frau doch noch klingeln tät!“

„Nun ja, im Notfall sagen Sie halt, Sie seien im Garten gewesen. Das kann Ihnen niemand verbieten. Nur mit mir zusammen darf man Sie nicht sehen! Nur Mut! Es ist ja nichts dabei!“

Sie konnte der Lockung nicht widerstehen. Es war zu reizvoll, einmal spazieren zu gehen mit ihm.

Die Aushilfsköchin war eine ältere, schwerhörige Person, die ordentlich ihre Arbeit tat, aber ihre Worte so sparsam ausgab, als wäre jedes einzelne eine Kostbarkeit, die man sich aufheben konnte. Auch mit Anna redete sie nur gerade das Notwendigste. Sie hörte es nicht, daß ihr gegenüber, wo Anna schlief, die Tür noch einmal geöffnet wurde und das junge Mädchen über die Stiege hinunterging.

Bruno wartete schon und führte sie an dem Bach entlang, in dessen klaren Wellen der Mond glänzte.

Ganz traumhaft schön war's: das leise Gemurmel des Wassers, das silberne Licht, die tiefe Stille.

Und Bruno bot ihr den Arm und schaute ihr so

lieb in die Augen und drückte manchmal zärtlich ihre Hand. Der Duft und Glanz, der die Berge umfloss, daß sie wie körperlos, zart und weich in den Himmel ragten, schien ihr die ganze Welt, auch sie selber einzuhiüllen. Auch sie schwebte über dem Boden in einer verklärten Höhe.

Und dann zeigte er ihr seine Almshütte, von der er den Schlüssel bei sich trug, die er nun als sein heimliches kleines Reich für sie erschloß. Er zündete die Lampe an, schob ein Tischchen an das Sofa mit hübschen Gläsern, in die er den wie Gold glänzenden Wein goß. Und köstliche kandierte Früchte und Schokoladenkonfekt hatte er für sie, in reizenden kleinen Körbchen mit winzigen silbernen Gabelchen! Einfach wie ein Märchen war's!

Wie hätte sie an die düsteren Warnungen, an die abschreckenden Schilderungen der Mutter denken sollen! Da war immer von einem „liederlichen Kerl“ die Rede gewesen, der nicht genug Brot für die Familie verdiente, oder von rohen, betrunkenen Gefellen, die sich bei einer Tanzerei einem Mädchen zudringlich nähern.

(Fortsetzung folgt.)



Erfolg für manches deut die Welt;
Für Liebe deut sie nichts.

Platen.

Die Juliprozession zu Veurne.

Von Fritz Fodén.

Auf halbem Wege zwischen Dignuiden und Dünkirchen liegt das alte flandrische Städtchen Veurne mit seinen kaum 7000 Einwohnern. In stillen Gassen und Gäßchen lehnen die schmalen und nicht selten infolge von Altersschwäche schief gesunkenen Häuser mit ihrem gleichmäßigen Dreifenstergesicht wie schlaftrunken aneinander, als müßten sie sich gegenseitig vor dem Umfallen bewahren. Über das erste Stockwerk sind sie meist nicht hinausgekommen, und diesem Obergeschoß ist ein rasch sich verjüngender Treppengiebel aufgesetzt, dessen lustiges Stufenzickzack sich in dieser Sphäre geruhiger Beschaulichkeit fast wie Übermut ausnimmt. Hier klebt ein Erker mit vergitterten Fensterchen und bunten, bleigefassten Scheiben an der Mauer, dort ein kaum aus der Flußlinie vorspringender Balkon, und an niederen Türen führt ein grobes holperiges Pflaster vorüber, aus dessen Ritzen eine Flora von Unkrautern und Gräslein sprießt.

In einem merkwürdigen räumlichen Gegensatz zu dieser malerischen Enge steht der in riesigem Maßstab angelegte schöne alte Marktplatz zu Veurne, wo die innerlich vornehme Gotik mit der prunkenden Renaissance seltsam zusammentrifft. Aus den geschieferten Dächern in der Runde wachsen gigantische Türme heraus und tauchen hochauftretend ihre Spitzen in den blauen Aether hinein. Der wuchtige Vespier, das alte „Randhuis“, das schöne, im 12. Jahrhundert erbaute Stadthaus, vor allem aber die aus dem 14. Jahrhundert stammende dreischiffige gotische Hallenkirche zu St. Nicolas, mit ihrem gewaltigen unvollendeten stumpfen Turm und die nicht minder imponierende Zeitgenossin zu St. Walpurgis, ein Bauwerk, dem sein Meister Größenverhältnisse von so außergewöhnlicher Kühnheit zugrunde legte, daß es bis auf den heutigen Tag seiner Vollendung entgegenharrt — alles das bildet in prächtiger Geschlossenheit den architektonischen Rahmen des Veurner Marktplatzes.

Der lichterfüllte „Groote Markt“ in Veurne hat einen seiner Hauptreize darin, daß auf ihm die gleiche idyllische Ruhe und Abgestorbenheit herrschen wie in den winzigen Gassen. Nur einmal im Jahre, an einem Julisonntag, ändert sich das Bild. Da sehen die alten Türme von Veurne eine leichte luftige Feststadt zu ihren Füßen liegen, und ihre Glocken kommen den ganzen Tag nicht zur Ruhe. Dieser Sonntag trägt den Namen „Veurne“ weit ins Land hinaus, und bei seinem Klang horcht das Volk hoch auf, als habe man es gerufen.

4 Uhr nachmittags ist es. Dicht gedrängt umsäumen die Menschen den Marktplatz mit einem breiten, bunten Band, hoch über sich die unermüdenen Glocken, deren dröhnende, schon als körperlicher Schmerz fühlbar gewordenen Akkorde immer wieder vom Wind auf die Menge hinuntergestoßen,

werden wie eindringliche unerbittliche Mahnungen. Plötzlich erfährt eine fieberhafte Erregung die Menschenmauer und pflanzt sich durch sie fort. Einen Augenblick herrscht lebhafter Gemurmel, Festschreien und Gählereden, und gleich darauf wieder tiefstes Schweigen in starrer, ehrfurchtsvoller Andacht. Sie naht: die große Prozession der Büßer!

Es ist ein unbergliches religiöses Schauspiel. In endlos langem, tausend Stodungen unterworfenem Zug schleppen sich die „Bühenden“ inmitten der die Monstranz begleitenden hohen Geistlichen über das Pflaster. Einförmiger Gesang und laute Gebete mischen sich mit dem Klang der Gloden zu einer eigenartigen Sinfonie. Männer und Frauen sieht man mit gleicher Inbrunst vor aller Augen das Werk der Buße vollziehen, wenigleich das Recht der Gesichtsvermummung, namentlich bei den männlichen Teilnehmern der Prozession, ausgiebig in Anspruch genommen wird. Dennoch ist es ihnen ernst um ihre Aufgabe, und sie tragen stundenlang schwere Heiligenfiguren, sehr massive Kreuze aus Holz und reichgestickte bunte Seidenbanner unter fortwährendem Singen von Vuhliedern durch das mittelalterliche Straßengefüge. Der Vorschritt gemäß haben sie auf ihrem Weg mehreremal zusammenzubrechen, ein Vorgang, der namentlich an heißen Tagen nicht selten ohne jedes Zutun des Bühenden durch einen wirklichen Schwächeanfall hervorgerufen wird. Zu den lieblichsten Bildern gehören die in sich geschlossenen Gruppen des Juges, die Szenen aus der Bibel darstellen. Da sind die freundlichen Gestalten der biblischen Geschichte des alten Testaments: Abraham und Jakob, Joseph und seine Brüder, David und Salomo und selbst die Propheten. Weiter werden einzelne Begebenheiten aus dem Leben Jesu vorgeführt. Man sieht das Kind in der Krippe, die Anbetung, die Flucht vor dem Haß Herodes', Jesus im Tempel, den Einzug in Jerusalem und Darstellungen aus der Leidensgeschichte.

Erst gegen 7 Uhr abends ist die Vuhprozession zu Ende. Umgeben von einer Weihrauchwolke, entschwindet die Geistlichkeit in das mystische Dämmern hinter dem geöffneten Portal St. Nikola's, und noch haben die Kirchengloden nicht ausgeschauelt, da öffnen schon frech und aufdringlich die schrillen Klingeln der Karussells, des Zeltkinos und der Damenringkampfbude ihren geräuschvollen Mund und rufen jene, die nur des Vergnügens halber kamen. Und im Nu ist eine echte flämische Kirmes mit all ihrer Urwüchsigkeit im Schwang. Da findet man weinrote, trinkfröhliche Gesichter, wie sie Franz Hals malte, da werden die Verheerungen eines Teniers wieder lebhaftig und lebendig, denn mit einer Ausdauer, die ihresgleichen sucht, wird ohne zeitliche Schranke gegessen, getrunken, gesungen, getanzt und geläutet. Und endlich ziehen durch das mondcheinübergossene nächtliche Beurne bedenklich schwankende Gestalten heimwärts, und der aus dem Schlaf geschreckte gutberzige Bürger lauscht großend und mit verhaltenem Atem hinter seinem geblühten Bettvorhang dem heiseren Gesang:

Lustig leben,
Is onz' streben,
Op den dag van Penitence . . .

Was auf gut deutsch so viel bedeutet als: Am Vuhstag laßt uns lustig sein!

Die bange Ahnung drängt sich auf, es möchte diesmal nichts geworden sein mit dem „Dag von Penitence“, fintenmalen die deutschen schweren Geschütze in der Ferne grollen, deren Geschosse in unheilvoller Bahn über die Türme und Dächer des alten Beurne hinweg zum jenseits der Grenze gelegenen Dünkirchen ihren Weg suchen.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

In den englischen Stellungen vor den Dardanellen. Der nach den Dardanellen entsandte Sonderberichterstatter des „Journal“, André Dudesq, schildert seine Landung an dem von den Engländern besetzten Küstenstrich und seine Ankunft in den englischen Stellungen. „Hier, an den Dardanellen, braucht man nicht lange zu wandern, um die Schrecken des Krieges zu verspüren. Alles ist hier Schlachtfeld — das Land vor uns, das Meer hinter uns, der Landungsplatz gleichwie der vorderste Schützengraben. Die Pinasse, die uns an Land bringen soll, hat kaum nach Steuerbord beigesteuert, als ein Hagel von Geschossen uns den Willkommengruß bietet. Die

Granaten schlagen mit einem dumpfen Lärm 20 Meter vor uns ein und lassen das Wasser in blendenbenden Straßenbündeln hoch aufsprühen. Die asiatischen Batterien haben uns entdeckt. Doch dies ist nur der Anfang; andere Überraschungen erwarten uns. Das Dampfboot eilt leuchtend dem Lande zu, Torpedobootszerstörer kreuzen umher; auch wir werden von einem Zerstörer begleitet. Transportboote tauchen vor uns auf, zwei zu zwei durch aufgenagelte Bretter verbunden — das ist die Landungsbrücke. Zur Rechten erhebt sich ein gewaltiger Schiffsrumpf, schwarz und rot bemalt, mit dem Kiel in den Sand gehohlet, verlassen und unbeweglich. Das ist „Riber Clyde“, der erste englische Landungsdampfer, der den Strand erreichte. Um dem Gros der Expeditionsmarine eine Landung zu ermöglichen, hatten sich 6000 Engländer freiwillig angeboten, als erste an Land zu gehen und die weiteren Unternehmungen zu decken. Am frühen Morgen des 25. April wurden sie auf dem „Riber Clyde“ eingeschifft. Mit einer Geschwindigkeit von 120 Maschinenumkehrungen fuhr der Dampfer auf dem Strand auf. Der Landungskampf währte zwei Tage. Von den 6000 Mann ist kein einziger am Leben geblieben. Ein Ball von 6000 Leichen war die Brücke, über die die Engländer den Strand erreichten. Nur der „Riber Clyde“ ist übriggeblieben. Ein mit Granaten gespicktes Wrack, in dessen Schatten die Truppen das Land betraten. Ein Gespensterschiff, das langsam aber sicher von den Wellen zerfressen wird, von Tag zu Tag mit mehr Schiffschern besät, allen Schutzes entblößt: so liegt er da, dieser gestrandete Rumpf, der die ersten Krieger barg und den die Soldaten „Trojanisches Pferd“ benannt haben. . . . Die Granaten fahren zischend neben uns in die Wellen, während wir vor der Holzbrücke beilegen. Kaum hat der erste von uns den Fuß an Land gesetzt, als ein sausenbes Pfeifen über unsere Köpfe jagt. Einen Augenblick lang wird eine Erscheinung sichtbar, die einem fliegenden Feuerwerk gleicht. Schwerer schwarzer Rauch steigt auf, die Erde erzittert, die Landungsbrücke ist mit Sand bedeckt. Schrapnell! Wer sie einmal gehört hat, wird sie nie mehr vergessen. Die Leute der Landarmee räumen sie den „Süd-Expreß“. Hier hat es keinen Zweck, den Helden zu spielen. Alles wirft sich flach auf den Bauch und sucht so gut, wie möglich, vorwärts zu kommen. Von den 552 Mann, die diesmal ausgeschifft wurden, ist eine Anzahl verwundet, wie Staub verweht. Auch die englischen Geschütze haben das Feuer begonnen, und nun mengen sich die Batterien von Atchi-Baba in den infernalischen Tanz. Schwarze Dämpfe, ein Wirbelwind von Eisen, Feuerstrahlen, glühende Sternschnuppen an der asiatischen Küste: das ist der Kampf. Strandwärts finden sich die Spuren früherer Zeltlager. Der zertretene Boden ist mit Wechblüthen, leeren Kisten, abgenagten Knochen und Granatensplittern bedeckt. Endlich erreichen wir Sedd-ul-Bahr. Zwischen den Ruinen sind die Offiziere und Mannschaften in Löchern, zwischen Steinen untergebracht. Die Glücklicheren wohnen in Kasematten. In diesem Labyrinth kann man sich nur mittels der Tafeln, wie „Auskunftsbureau“, „Verpflegungsdienst“, „Intendant“, zurechtfinden. Die gelbliche Erde ist kreuz und quer von Gräben durchzogen. Auf den bislang noch sehr kleinen Raum gedrängt, wimmeln die Soldaten gleich Ameisen umher. Auch hier auf dem Lande macht sich die Gefahr der auf Schienen beweglichen türkischen Geschütze geltend, die die Flotte in so hohem Maße beunruhigen. Der Munitionsverbrauch ist außerordentlich. Das kleine Strandstück von Kap Hellés wurde allein an einem Tage mit 134 schweren und 60 leichteren Geschossen besetzt.

Das Schaf im Schützengraben. Eine Begebenheit, in der ein — Schaf als Retter einer Kompanie italienischer Soldaten die Hauptrolle spielt, weiß das „Giornale d'Italia“ zu berichten: Ein Alpini-Regiment hatte ein verlaufenes Schaf eingefangen und als Talisman in die Schützengruben mitgenommen. Das Tier lebte ruhig in dem Schützengraben, es blökte niemals und zeigte auch beim stärksten Feuer keine Furcht. Aber eines Nachts, als die Soldaten die Kampfpause zum Schlafen benutzten, wurde das Schaf plötzlich unruhig und begann laut und klagend zu blöken. Die Wachen wurden aufmerksam und alarmierten die Mannschaften. Und auf diese Weise — versichert das italienische Blatt — wurden die Soldaten vor der Vernichtung durch einen in aller Heimlichkeit vorbereiteten österreichischen Angriff bewahrt. — Die Geschichte überliefert, wie einst das Kapitol durch Gänse gerettet wurde. Nun werden die Italiener auch ein „historisches Schaf“ ihr eigen nennen können.

Schach

Alle die Schachbecks betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

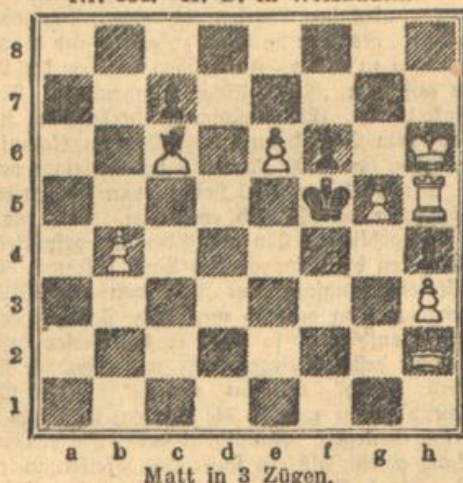
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 1. August 1915.

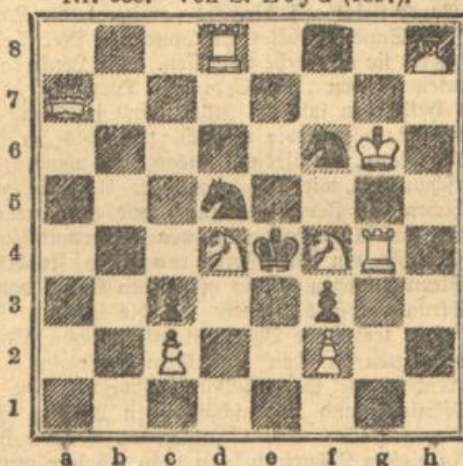
Aufgaben.

Nr. 354. H. D. in Wiesbaden.



Matt in 3 Zügen.

Nr. 355. Von S. Loyd (1897).



Matt in 2 Zügen.

Zwei kurze Partien.

135. (Steinitz-Gambit.)

Die folgende schneidige Partie wurde kürzlich im Münchener Schachklub Central zwischen Dr. Tarrasch (Weiß) und Herrn Professor Thoma (Schwarz) gespielt.

1. e2-e4	e7-e5	10. Dd1×g4	g3-g2†
2. Sb1-c3	Sb8-c6	11. Dg4×h4	g2×h1 D
3. f2-f4	e5×f4	12. Sc3-d5	Lg7×e5
4. Sg1-f3	g7-g5	13. Sd5×c7†	Ke8-f8
5. d2-d4	Lf8-g7	14. Dh4-d8†	Kf8-g7
6. d4-d5	Sc6-e5	15. Sc7-e8†	Kg7-f7
7. d5-d6	g5-g4	16. Se8-f6†	Kf8-g7
8. Sf3×e5	Dd8-h4†	17. Sf6-h5†	Kg7-g6
9. g2-g3	f4×g3	18. Dd8-g5†	

136. (Spanisch.)

(Durch Briefwechsel gespielt.)

L. de Ball (Düsseldorf)	A. Ritzén jr. (Köln)	5. c2-c3	17-f5
1. e2-e4	e7-e5	6. d2-d4	Lc5-b6 1)
2. Sg1-f3	Sb8-c6	7. d4-d5	f5×e4
3. Lf1-b5	Lf8-c5	8. Sf3×g5	Sc6-b8
4. 0-0	Sg8-e7	9. Sg5-e6	aufgegeben

1) Der richtige Zug war f5×e4.

Auflösungen:

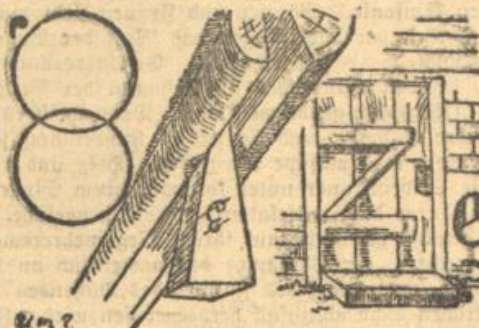
Nr. 351 (3 Züge). 1. Lh8, f5 2. Tg7; 1...., Kf5 2. Ke3; 1...., Ke5 2. Tf1.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., Wdw. und M. Ddt. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Schützengraben-Scherz.

In einem galizischen Schützengraben „Zum fidelen Stammtisch“ gab ein Landwehrmann, angeregt durch einige prächtige, im Frühlingssonnenschein duftende Büsche, folgenden Rebusscherz auf:

F Ich hatt' einen Kameraden ... **G**
Fest steht und tren die Wacht am Rhein ... **G**
Deutschland, Deutschland über alles ... **G**
Das war gar nicht so leicht zu raten. Vielleicht glückt's einem unserer Leser.

Abstrichrätsel.

In italienischen Kriegsberichten
Erklingt das Ganze wunderbar.
Fast so, als brächt' es Siegesgeschichten,
Und sagt doch nur, wie das Wetter war.
Kopflös: vom Sultan ist's ergangen,
Aufhorcht die muselman'sche Welt.
Und wieder kopflös siehst Du's prangen
Mit buntem Köpfchen auf dem Feld.
Und wieder kopflös spricht's vom Scheiden,
Die deutsche Dichtung hat's verklärt.
Mag man auch kein Französisch leiden, —
Dies Wörtchen bleibt uns unverwehrt.

Ergänzungsrätsel.

—gel, —fel, —ga, —te.

Es ist der Name eines Landes zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach anstelle der Striche gesetzt, die obigen Wortteile zu bekannten Hauptwörtern ergänzen.

Scherz-Charade.

Im Wasser und Bier ist das Erste nicht,
Doch findest Du es im Wein.
Die zweit' und dritten werden getrennt
In Glaubenssachen sein;
Das dritt' und vierte ist nötig jetzt,
Sonst gab's keinen Krieg mehr, jedoch
Für unsere Feldgrauen in Rußland scheint
Das Ganze mir nötiger noch.

Merkrätsel.

WITZ, WALD, TIER, EINS, VERS, HERR, SATZ.
Von jedem Wort sind zwei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, die dann, im Zusammenhang gelesen, ein bedeutsames politisches Ereignis bezeichnen.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 341.

Bilderrätsel: Universalgenie. — Spitzenrätsel: Uhr, Note, Tasse, Eier, Reu, Seil, Esche, Elle, Bor, Oder, Orion, Tuch, Sem, Korn, Riese, Iran, Eis, Gabe. Unterseebootkrieg. — Die Siegesnachricht: Sieg im Krieg! Schlacht gewonnen! Juchheil! Sohn, Bruder, Vater auch mit dabei! Fahnen heraus! ... Jubelnd schallt es von Haus zu Haus.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 16.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Rosengarten

Ein Märchen aus Ulm von Hermann Drexler.

„Weißt du, wo die Helenenheide ist? — Nein?! — Wenn du von Ulm aus eine gute Stunde stromab wanderst, so gelangst du an eine unbewaldete Berglehne, die, mit hohem Heidekraut bestanden, bienendurchsummt, honigdurchduftet, im Sonnenschein sich wie ein blaßrotes Tuch zu deinen Füßen ausbreitet.“

Von hier hast du einen schönen Blick auf die alte Stadt Ulm. Der Dom sticht wie eine lange Nadel spitz und schmal in die Wolken. Wie Küken um die Henne, huscheln sich die Wohnhäuser dicht an ihn heran, Paläste des Reichtums und Hütten der Armut in verträglicher Nachbarschaft nebeneinander.

Du ahnst das Getriebe zwischen den Straßen und Gassen da drüben, wo es sich mittags stößt und drängt und vorwärtsarbeitet auf den belebten Hauptstraßen. Du hörst auch wohl verworren und gedämpft den Schrei einer Fabrikpfeife herüberschallen — aber du bist einsam, du bist im friedlichen Zauberbanne der Helenenheide.

Hierher war ich an einem Sonntagnachmittag gekommen, nachdem ich in Ulm den Abschluß einer Studienreise durch die schönen süddeutschen Städte beschloßen hatte.

Ich hatte mich behaglich im Heidekraut ausgestreckt, meinen Reisemantel als Kopfkissen benutzt, und fühlte mich so recht glücklich und wunschlos. Ich ließ alle Bilder der letzten Wochen in buntem Zuge an meinem geistigen Auge vorübergleiten und sagte im stillen dem Mittelalter meine schönsten Artigkeiten dafür, daß es uns soviel Zauber und Poesie in seine Rathäuser und Kirchen, Gassen und Friedhöfe hineingebracht habe.

Ein dicker Käfer summt über mich hinweg, ließ sich auf einem schaukelnden Erikaßglockchen dicht neben mir nieder und brummte, ich weiß nicht, ob vor Wohlbehagen oder Unzufriedenheit. Er brummte mir aber all die schönen Gedanken aus dem Kopfe heraus und machte mich müde. Ich fühlte, wie meine Augen kleiner wurden und der Himmel über mir sich zu bläulichem Nebel verflüchtigte. Da knakte es leise im dünnen Heidekraut, und als ich ein wenig den Kopf hob, sah ich einen Mann auf mich zukommen. Er schien etwas zu suchen, hielt den Kopf zu Boden geneigt, so daß ich sein Antlitz gar nicht sehen konnte, und kam mit langsamen Schritten just auf die Stelle zu, auf der ich lag.

„Habt Ihr etwas verloren, guter Freund?“ fragte ich.

Er richtete sich auf. Ich sah jetzt, daß es schon ein ganz altes, vertrocknetes Männchen war, das vor mir stand, kaum halb so groß als ich. Mit einem Paar Augen, die in ihrer Größe und frischen Bläue eher in ein Kindergesicht gepaßt hätten, sah er mich an.

„Ich suche den Schlüssel zum Rosengarten“, sagte er, indem er mich musterte. „Ihr seid noch ein junger Mann und wißt davon nichts“, fuhr er nach einer Weile fort.

„Aber wir Alten haben ihn noch gekannt, den alten Friedel. Und ich werde seinen Schlüssel noch finden.“

Damit wollte er an mir vorüber. Ich aber rief dem sonderbaren Männlein zu:

„Halt, mein Lieber! Sie haben mich wirklich neugierig gemacht. Wollen Sie mir nicht die Geschichte von Friedel und seinem Rosengarten erzählen?“

Er sah mich während einiger Augenblicke nachdenklich an. Dann ließ er sich ungenötigt an meiner Seite im Heidekraut nieder und sagte:

„Da steht unten in der Arnholdsgasse ein Haus. Es mag wohl ein hohes Alter haben, denn der Esen rankt hoch über den Giebel hinaus, und zwischen den Ritzen der Torstufen wuchern Grasbüschel hervor.“

Hinter dem Hause befindet sich ein Garten, nicht eben übermäßig groß. Sie können da aber nicht hineinschauen, denn der Garten ist auf allen Seiten von hohen, steilen Mauern umgeben. Er grenzt mit der hinteren Schmalseite an die Donau. Das Pförtchen, das zu dem kleinen Gondelhafen führt, ist verschlossen, und die verrosteten Riegel geben den Eingang schwerlich noch frei.

Haus und Garten gehörten einem alten, sonderlichen Manne. Seinen Namen kannte niemand. Der Volksmund hieß ihn Friedel, und weil er sich sehr mit Rosenzucht beschäftigte, nannte man ihn kurzweg Rosenfriedel.

Man sah ihn selten auf der Straße. Meist ging er erst abends aus, um die Stunde, da die Mädchen Wasser geholt und ihre Bedürfnisse beim Metzger und Krämer gedeckt hatten, denn er hatte eine sonderbare Grille, er war ein Weiberfeind. Selbst die kleinsten Mädchen konnten seinen Zorn erregen, wenn sie nur einmal vor der Tür seines Hauses ihr Spiel trieben. Das wußte man auch in der ganzen Stadt, und jede Mutter untersagte ihren Kindern streng, in der Arnholdsgasse zu spielen, so daß diese Gasse auch an den schönsten Sommernachmittagen leer und ausgestorben war.

Woher der alte Rosenfriedel stammte, das wußte niemand. Selbst die ältesten Bürger der Stadt konnten sich aus ihrer frühesten Jugend her auf ihn entsinnen und behaupteten, er hätte Anno dazumal genau so ausgesehen, wie auch jetzt noch. Es ging von ihm das Gerüde, daß er nie älter werden könne.

Doch war die Zeit früher auch nicht ganz spurlos an ihm vorübergegangen. Sein Kopf war weiß wie frisch geprägtes Silber und sein Gang der eines alten Mannes. Sein Gesicht aber, sein Gesicht, das hätten Sie sehen sollen! Das war jung und blühend, und manchmal, wenn er lächelte, so glaubte man — Sie werden es für unmöglich halten — so glaubte man, in den zarten Blütenkelch einer Rose zu schauen. Er kleidete sich stets in einen grasgrünen

Rosch mit hohem Kragenausschlag, der sein zartes Gesicht umgab, wie die grünen Blätter des Kelches die Blüte. Dazu trug er einen langen, braun polierten Stab mit einem großen, silbernen Knopf, der ihm gerade bis ans Kinn reichte. Sprach man ihn auf der Straße einmal an, so schlang er die Beine umeinander, legte den Knauf seines Stabes unter das Kinn und stützte sich darauf, indem er unbeweglich still stand. Höchstens der Wind spielte in den grünen Aufschlägen seines Rockes, und man glaubte manchmal, einen Rosenstock vor sich zu sehen, indem der braune Stock das Stämmchen bildete, auf dessen Spitze sich das Gesicht als Blüte entfaltete, von dem grünen Rockkragen wie von Kelchblättern umfäumt.

An den Fenstern seines Hauses sah man ihn nie, denn er bewohnte nur ein Zimmer, dessen Fenster nach der Mittagseite des Gartens hinausjah und von Sonnenschein goldig durchglüht war.

Oft, besonders in schwülen Sommernächten, drang ein berausender Duft von Rosen aus seinem Garten, und wenn der Wind von der Donau herüberstrich, so trug er ganze Wolken jünger Dufter mit sich über die Stadt dahin, so daß man noch drüben im Kniwinkel am Abhange des Ulmenberges den Geruch davon hatte.

Für seine geschäftlichen Verrichtungen hatte er einen Knaben, der ebenso rätselhaften Ursprungs war wie Rosenfriedel selbst. Man wußte nur, daß Friedel eines Tages seinen Rosengarten durch das hintere Pfortchen verlassen, den Kahn abgefoppelt und sich von der starkströmenden Donau hatte treiben lassen. Am andern Tage war er auf demselben Wege zurückgekehrt, aber nicht allein. In seinem Kahne saß ein Knabe von etwa acht Jahren, ein bildsauberes Bürschchen, das bald allgemein beliebt war und von den Leuten Rosenheimer getauft wurde.

Rosenheimer mußte dem alten Friedel die Gänge in der Stadt besorgen. Dabei bezahlte er jedoch nie mit Geld. Geld schien der Alte überhaupt nicht zu besitzen. Dafür legte der Bube dem Krämer, von dem er die wenigen Nahrungsmittel bezog, stets einen Strauß prächtigster Rosen auf den Ladentisch. Und der Krämer nahm ihn gern statt baren Geldes, denn erstens gab es auf der ganzen Welt keine solchen herrlichen Blüten mehr und zweitens wich von dem wunderlieblichen Duft jede Krankheit und jede Spur von Abeln, wie sie das Alterwerden mit sich bringt.

Und Rosen hat ja der Alte — Rosen zu jeder Zeit. Heiner erzählte einst, der ganze Garten enthielte nichts als Rosen und nur Rosen, prächtige hohe Stöcke in allen Größen und Farben, die die Natur zu erzeugen imstande sei. Und er wußte ferner zu berichten, daß sein Herr den ganzen Tag über unter seinen Lieblingen weile, dürre Äste ausschneide, Senker und Abtriebe pflanze, welches Laub beiteile und jede nur erdenkliche Pflege mit eigner Hand vornehme.

Eigentümlich war dabei, daß dieser wunderherrliche Rosengarten auch nie abblühte. Als ob die Erde jeden einzelnen Rosenstock mit Säften der ewigen Unvergänglichkeit ausstattete, blühte und wuchs das alles auch, wenn rings um die Mauern des Gartens der Winter lag, mit seinen Frosttürmen um die Hausecken schnob und sich schier den Kopf an den dicken alten Mauern einrannte. Dem Rosengarten Friedels konnte er nichts anhaben. Auf den Mauerrändern lagen dicke Schneewälle, aber in den Garten selbst konnte nicht ein Flöckchen der weißen Wolkenwatte fallen, und wenn das große, weiße Winterlaken überall ausgebreitet lag, dann glühte ein schwachrosiger Schein hinter den Mauern herauf, man hörte Nachtigallen schlagen, und der scharfe Wind, der über die Dächer fuhr, brachte einen sommerlichen Rosenduft mit, daß jedem davon eine heiße Sehnsucht nach Lenz und Blust und Sonnenschein erwachte.

Die kleinen Kletterrosen brachten es endlich fertig, so weit an der Hausmauer hinaufzukriechen, daß sie sich über den Giebel schlangen und mit ihren roten Köpfchen neugierig in die Welt hinauslugten. Sie hatten das ganze Haus mit ihrem grünen Gitter umspinnen.

Eines Tages kam Friedel wieder einmal zum Vorschein, nachdem man ihn lange nicht gesehen hatte. Er

war unverändert wie früher, trug noch immer den grasgrünen Rock mit dem hohen Kragenausschlag und hielt in der Hand den bekannten großen Stab mit dem Silberknopf.

Es war ein heißer Sommerabend, hell wie der strahlende Tag. Kam da die Hedlinger Straße herab ein Mädchen, frisch und rosig aufgeblüht, mit schlanken Hüften und lieblichem Gesicht. Niemand hatte sie bis dahin gesehen, niemand kannte ihren Namen oder wußte, woher sie gekommen wäre. Sie war eben plötzlich da, wie ein Sonnenstrahl durch die Wolken bricht und erst bemerkt wird, wenn er unser Auge trifft. Die wenigen Leute, die noch vor den Türen saßen, wandten alle den Kopf nach der lieblichen Jungfrau. Der Zufall wollte es, daß Friedel gerade die Straße entlang kam und einige hundert Schritte das Jüngferchen zu Gesicht bekam, wie es die Straße herabtänzelte.

Wie immer, wenn ihn etwas interessierte, schlang er die Beine umeinander, stützte sich mit dem Kinn auf den silbernen Knauf seines Stockes und schaute der Herankommenden entgegen.

Man wunderte sich sehr darüber, denn es war allgemein bekannt, daß Rosenfriedel starken Abscheu vor dem weiblichen Geschlechte hatte.

Als das Jüngferchen den alten Sonderling stehen sah, sprang es auf ihn zu und jubelte: „Welch wunderschöner Rosenstock!“ und griff in den grünen Rock Rosenfriedels hinein. Plötzlich aber blieb es betroffen stehen und schien jetzt erst zu merken, daß es es mit einem Menschen und nicht mit einem Rosenstrauch zu tun gehabt hatte. Mochten es die schrägen Strahlen der tiefstehenden Sonne geblendet haben oder hatte Rosenfriedel in dieser Stellung tatsächlich Ähnlichkeit mit einem in Blüten stehenden Rosenstock — ich weiß es nicht! Jedenfalls war das Jüngferchen so erschrocken, daß es für einige Augenblicke starr stehen blieb. Der Alte aber regte sich wieder aus seiner sonderbaren Haltung und fragte ganz freundlich:

„Ei, ei! Warum gleich so erschrocken, schönes Kind! Wie heißt Sie denn?“

„Regina“, flüsterte das hübsche Mädchen und ward rot bis unter die Stirn.

„Regina! So heißt ja meine Lieblingsrose“, sagte Friedel. „Mag Sie Rosen gern?“

„Ich mag sie gern“, entgegnete Jungfer Regina, „besonders die roten.“

„So komme Sie, mein Kind! Ich will Ihr Rosen geben, wie Sie solche noch nicht gesehen hat!“

Er nahm das plötzlich zutraulich gewordene Mädchen an der Hand, und man sah mit Verwunderung den alten Herrn ordentlich jugendlich rasche Schritte machen.

Er führte Regina in sein Haus und bat sie, bei ihm zu bleiben und ihm die Wirtschaft zu führen. Und das wunderliche Mädchen sagte zu, ja, als ob es seine eigne Herrin wäre und niemand auf der weiten Erde habe, den es erst um seinen Entschluß befragen müßte. Friedel gab ihm nun den Schlüssel zu seinem Rosengarten und führte es selbst darin herum.

O, das war schön! Wunderschön!

Wie in einem Meer von blühenden Rosen tauchte Regina unter, und sonderbar, wenn sie unter den Rosenbüschen stand, so wäre es jedermann schwer gefallen, sie aufzufinden und von den Blütenbüschen zu unterscheiden.

Friedel hatte ihr ein grasgrünes Kleid anfertigen lassen, das ihre schlanke Gestalt umrauschte, wie die Blätter einen Rosenstock. Und hier waren überall Rosen! Aber ihnen wölften sich schwankende Girlanden. Von den grauen Steinen der Mauer war nichts mehr zu sehen, die Rosen hatten jeden Quadratfuß davon zugedeckt, und selbst am Boden hin krochen und rankten sich diese königlichen Blumen, ihren süßen Duft zum Himmel aushauchend. Und in den Zweigen der höchsten Stöcke nisteten Nachtigallenpärchen, die in leisen Liedern ihre schmelzenden Melodien durcheinanderflochten, wie die Rose ihre blühenden Ranken.

(Schluß folgt.)

Der König der Meeresfauna.

Hochsee-Erinnerungen von A. Theinert, Zürich.

(Schluß.)

Wir hatten die Freundschaftsinseln (auch Tongaarchipel genannt, eine Inselgruppe Polynesiens) angelaufen und ein Dutzend unserer Kanaken entlassen. Die braunen Burschen waren von einem anderen Walfischfänger angeworben und von diesem mit nach New Bedford gebracht worden; dort hatten sie sich dann für die „Jolly Ann“ unter der Bedingung verpflichtet lassen, zwei Jahre nach Austritt unserer Fahrt in ihrer Heimat ausgemustert zu werden. Kanaken, weiße Portugiesen von den Azoren und Neger von den Portugiesischen Kapverdischen Inseln haben von jeher den amerikanischen Walfischfängern starke Kontingente gestellt. Die in unseren Mannschaftsbestand durch den erwähnten Abgang gerissenen Lücken mit neuen Freundschaftsinsulanern auszufüllen, gelang nicht; die Berichte der Heimgekehrten über das harte Leben und die strenge Zucht an Bord mochten nicht sonderlich verlockend gewirkt haben. So fachen wir denn nach einwöchigem Aufenthalt wieder in See, den Kurs nach den Hervey- oder Cooks-Inseln (zu Neuseeland gehörig) richtend, wo der Kapitän willigere Rekruten zu finden hoffte. Vorläufig konnten wir, anstatt wie bisher vier Boote, nur zwei in Tätigkeit bringen.

Am dritten Tage nach der Abfahrt wird spät abends noch ein vereinzelter Pottwal gesichtet, und fünf Minuten später rasseln die Boote von ihren Davits (über die Schiffsseite hinausragende Krane) ins Meer. Der erste und zweite Offizier, die beiden ihnen zugeteilten Harpuniere und je vier Matrosen nehmen ihre bestimmten Plätze ein, und wir stoßen vom Schiffe ab, auf dem nun der Kapitän, der dritte und vierte Offizier und zwei Harpuniere, Steward, Koch, Böttcher und Schiffsjunge zurückbleiben.

Die Jagd beginnt:

Die Bootsmasten werden aufgerichtet, die Segel gesetzt, und der frisch wehende Wind bringt uns bald ins Fahrwasser des langsam schwimmenden Kaskelots. Gleichzeitig kommen beide Boote in Wurfweite, und von zwei Harpunen gut getroffen und dadurch mit uns verbunden, taucht der Koloß unter. Auch die Sonne taucht unter, der oberste Rand der glutroten Scheibe verschwindet unter der Horizontlinie, und zehn Minuten später hat die Tropennacht ihre Herrschaft angetreten.

Nach geglücktem Wurf sind Segel und Masten geborgen worden, und so sorgsam wie möglich spielen wir jetzt die Harpunenleinen aus hinter dem sinkenden Wal, bis das Atmungsbedürfnis ihn aufwärts treibt und er, nach etwa halbstündigem Verweilen in der Tiefe, laut blasend und spritzend, wieder erscheint, gut hundert Faden*) von uns weg. Deutlich sehen können wir ihn nicht, aber das lebhaft phosphoreszierende des Meeres um ihn herum zeigt an, wo er, die Boote nachschleppend, mit mäßiger Geschwindigkeit seinen Weg verfolgt.

Griff um Griff die Leine einholend, arbeiten wir uns an das Ungetüm heran zum entscheidenden Kampfe. Näher und näher rücken wir ihm auf den Leib. Die Umrisse des breiten Rückens werden erkennbar; noch ein paar Züge und das Ziel ist erreicht.

Der mit fest gegen den Halbblock gestemmtem Knie im Bug des Bootes stehende Offizier hebt die Kanze, und von den nervigen Armen kräftig gestossen, dringt das 2 Meter lange Eisen bis zum Ansatz der hölzernen Griffstange zweimal rasch nacheinander in die dunkle Masse.

Wild peitscht der empfindlich Betroffene mit dem Schwanz um sich. Wir aber haben die Ruder eingeseht und weichen der drohenden Vernichtung aus, aufmerksam den kaltblütig gegebenen Kommandos des jetzt steuernden Harpuniers folgend, und das leichte, spielend jedem Drucke der langen Riemen folgende Boot bald rückwärts, bald vorwärts treibend oder herumdrehend wie einen Kreisel. Doch wir haben es diesmal mit keinem bössartigen Gegner zu tun; er macht nicht front gegen seine Angreifer, sondern denkt nur an Flucht. Mit verdoppelter und verdreifachter Geschwindigkeit rast er davon, uns durch die hoch aufspritzende Flut mit sich fortziehend.

Solch außerordentlicher Anstrengung sind aber selbst die Riesenkräfte eines Kaskelots nicht andauernd gewachsen, er mäßigt sein Tempo, wir gleiten ihm wieder zur Seite, und der im Bug stehende Offizier schießt sich an, einen Schuß aus dem „Bomb-Gun“ abzugeben.

Das „Bomb-Gun“ ist ein schwerer, glatt geborhter Karabiner von 3 Zentimeter Seelendurchmesser, der mit einem hohlen, pulvergefüllten, 30 Zentimeter langen Messingzylinder geladen wird. In der Stahlspitze des Zylinders sitzt eine Perkussionsvorrichtung mit kurzem Zeitzylinder, das Plagen des Geschosses zu regulieren.

Unser Chef feuert, der Rückstoß bringt ihn zum Wanken, und der Pottwal schnellt in die Höhe; in seiner ganzen Größe schwebt

er, ein grauerregender Anblick, eine oder zwei Sekunden frei in der Luft. Mit Donnergetöse fällt er ins Meer zurück, einen Schwall verursachend, in dem die Boote herumgeworfen werden wie Aufschalen. Bis auf die Haut durchnäßt und eifrig das eingeschwenkte Wasser ausschöpfend, werden wir weitergeschleppt. Aber nicht mehr lange dauert diese Fahrt ins Ungewisse, der Leviathan ist zu Tode getroffen; nach ein paar frampfhafte Zuckungen dreht sich der Körper auf die Seite und liegt regungslos.

Hundsmüde von der mehrstündigen aufregenden und anstrengenden Arbeit hocken wir auf den Ruderbänken, knabbern an steinhartem Zwiebad und spülen dieses trockene Futter mit dem lauen, abgestandenen Wasser aus dem Bootsgefäßchen durch die Kehlen. Dann werden die Pfeifen angezündet, und der Bootsführer beginnt, ab und zu verschmausend, in einen der Flügel der hartknorpeligen, zähen Schwanzflosse ein Loch zu stoßen, durch das das von der Harpune zu lösende Ende der Leine geschoben werden soll zur späteren Leitung nach der „Jolly Ann“. Zu dieser mühseligen Arbeit wird ein spatensförmiges, haarcharfes Werkzeug aus bestem härtestem Stahl benutzt.

Da erwacht plötzlich der totgeaalte Kaskelot zu neuem Leben und schleudert mit gewaltigem Ruck den in seinem Schwanz steckenden Spaten in unsere Mitte. Die Schneide trifft den auf der Bank hinter mir sitzenden Matrosen Mike Mahoney, einen wegen seines urwüchsiges Frohsinns allgemein beliebten jungen Irländer, ins Gesicht und spaltet ihm den Kopf.

Ehe wir recht zur Besinnung kommen, wird das Boot noch einmal mit fabelhafter Geschwindigkeit fortgezogen, aber weiteres Unheil richtet das Ungetüm nicht an, in wenigen Minuten hat es ausgetobt und diesmal endgültig. Das letzte Aufblitzen seiner Lebensgeister hatte einem braven Kameraden den Tod gebracht.

Wir betten die blutüberströmte Leiche auf dem Bootsboden und decken sie mit dem Segel zu. Schmerzen hat der arme Junge nicht gelitten, er ist niedergeschmettert worden wie von einem Blitzstrahl. In düsterem Schweigen sehnen wir das Ende der Nacht herbei. Wir haben keine Ahnung, wo das Schiff ist und ob es in Sicht sein wird bei Anbruch des neuen Tages.

Da flammt über dem Meeresspiegel ein blaues Licht auf, ein Signal vom anderen Boote, dessen Harpune der vorletzten Schlepperei nicht standgehalten. Wir antworten mit drei roten Lichtern, in Pausen von zehn Minuten abgebrannt, und hören endlich die Ruderschläge der uns suchenden Genossen. Ein schwaches „Hurra“ auf beiden Seiten und wir kommen zusammen. Aufmerksam halten wir Umschau nach einem Signal von der „Jolly Ann“, aber vergebens.

Doch das Verirrtsein im Ozean, das Schrecknis, mit knapper Zwiebad- und Trinkwasserversorgung unter der glühenden Tropensonne warten und warten zu müssen, bis man die Halbverschmachteten findet, solches bleibt uns erspart: das aufgehende Tagesgestirn bestrahlt unsere alte Barke, wie sie, sechs oder sieben Seemeilen windwärts, direkt auf uns zuhält. Bald sind wir an Bord und stärken uns an Speise und Trank. Der Körper des verunglückten Kameraden wird in Segeltuch eingenäht, mit altem Eisen beschwert und, nach einem vom Kapitän gesprochenen kurzen Gebet, in die Tiefe versenkt.

Was man in altägyptischen Leichen fand.

Vor kurzem wurden von einem Gräberfeld bei Girga in Oberägypten zahlreiche menschliche Leichen geborgen, die trotz ihres Alters von 4000 bis 5000 Jahren so gut erhalten waren, daß man sogar ihren Magen- und Darminhalt noch auf Nahrungsreste untersuchen konnte. Dabei kamen zum Teil recht erbauliche Dinge zutage. So war es interessant zu sehen, daß das Mäuseessen der heutigen ägyptischen Jugend schon im grauen Altertum gang und gäbe war; denn in einer Kinderleiche fanden sich Knöchlein einer verspeisten Maus. Daß sich die Vorliebe für gewisse absonderliche Leckerbissen durch die Jahrtausende hindurch bis auf unsere Tage bei den Ägyptern erhalten hat, beweisen auch noch andere Knochenrückstände, die in einigen der Leichen gefunden wurden; denn derlei Rückstände aus Fischknochen liefert auch heute noch in Oberägypten eine durch Fäulnis gewonnene Fischkonserve. Mannigfach waren die zahlreichen aufgefundenen pflanzlichen Speisereste. So konnten Gerste, Erdmandeln und eine heute als menschliches Nahrungsmittel ganz verschollene Hirse bestimmt werden. Auch eine unserem Gartenkraut oder Boretsch sehr ähnliche Heilpflanze wurde erkannt. Vielfach fanden sich auch schon Traubenbeeren, die mit wenigen Ausnahmen ganz dieselben sind, die man dort heute noch baut. Diese Entdeckungen zeigen uns deutlich, daß kaum eine Verwandelung und Umänderung der Pflanzen in der langen Zeit von mindestens 5000 Jahren stattgefunden hat.

*) Ein ursprünglich der Körperlänge des Mannes entsprechendes, in 6 Fuß eingeteiltes Längenmaß.

Meinungen und Gerüchte im Volk über den Krieg.

„Jetzt haben schon die Bischöfe auch ein Militär. Der Bischof von Straßburg scheint's hat eine eigene Kanon' und Artillerie zum Schutz kriegt. Da muß ein französischer Pfarrer auf ihm (Bischof) ein Attentat begangen haben; jetzt ist d' Kanon auf's fahren vor'm Palais (wahrscheinlich mißverständliche Zeitungsnotiz: Der Bischof geht mit kanonischen Strafen gegen den Deutschenhasser Wetterle vor) . . .“

„Das ist für g'wiss, daß man einen Reiter im Mondschein drinn' g'sehn hat; ganz deutlich. Mei' Mutter hat anno 70 e rote Rut'n g'sehn, und bald darauf ist der Krieg auskommen.“

„Die Weiber, wo hinterrucks auf unsere Soldaten schießen, die wurden, wenns mir nachging, zerstückelt und zu Leberkäse verarbeitet und damit d' Franzosen g'füttert.“

„Aberhaupt, für was sollen wir die vielen Gefangenen erhalten? Fressen grad uns aus. Her und am (auf den) Baum 'nauf damit! Den Strick kann man öfter brauchen.“

„Die Engländer sind schlaue Patron'. Jetzt wartens so lang, bis unsere Schiff die Kohlen ausgehen; g'heizt muß ja doch Tag und Nacht werd'n, daß alles gleich bereit sein soll, wenns angeht. Nachher kommens (die Engländer) und packen an, werdet's schon sehn.“

„Die Russen, wenn schlaue sind, lassen sie sich alle g'fangen nehmen; da gehts ihnen nicht schlecht, bis wir selber nichts mehr z'beissen haben, und nachher muß man's doch wieder auslassen . . . Wenn s' wirklich 30 Millionen Pferd' haben, nachher sind s' dumm, daß s' die net abrichten, wo s' (die Pferde) doch so g'scheit sind. Die täten ja uns alle sauber z'samm-treten. . . Hat ja fröhlers bei die alten Römer auch Hund' geben, die haben auf'm Buckel Kanonen g'habt und haben s' ab-g'feuert, wenns zubeissen haben wollen. (Auf meine Frage, wann denn die Römer-kriege waren, Antwort: Im 14. oder 16. Jahrhundert, genau weiß er's nimmer). . . Daz'mal hat man noch lederne und hölzerne Kanonen g'habt; in München drin ist noch eine zum Sehen im National-museum aus den Schwedenszeiten.“



Wie das Briefmarkensammeln aufkam.

Hierüber etwas zu hören, wird unsere Leser gewiß interessieren, denn welcher Junge wäre nicht im Besitz einer Briefmarkensammlung! In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schlossen einmal zwei reiche Engländer eine Wette ab um eine Million Mark, daß man nicht in einem Jahr eine Million gebrauchter Briefmarken sammeln könne. Uns will das heute, wo sich jeder Briefmarkenhändler in kürzester Frist Marken zentnerweise beschaffen könnte, als eine recht törichte Wette erscheinen. Aber damals waren die Briefmarken erst wenige Jahre im Gebrauch und hatten sich noch wenig eingeführt. Der eine der

beiden Engländer, der sich für die Möglichkeit, in einem Jahre eine Million Marken sammeln zu können, ausgesprochen hatte, stellte in Aussicht, daß er als glücklicher Gewinner die Million Mark einem Waisenhaus zuweisen werde. Deshalb forderten alsbald die Zeitungen alle Welt auf, an dem edlen Werke mitzuwirken, damit doch ja die Million Briefmarken rechtzeitig zusammenkäme. Da wurde denn allerorts auf alte Briefumschläge und lose Marken gefahndet und dem edlen Engländer ganze Pakete davon zugesandt. Schon nach einem halben Jahr konnte er den eifrigen Menschenfreunden verkünden, er habe seine Wette gewonnen und den armen Waisen die Million Mark gestiftet. Damit war das Briefmarkensammeln eigentlich hinfällig geworden. Aber die Kinder hatten nun einmal an der Jagd auf Marken Spaß gefunden und setzten mit Eifer das Sammeln zu ihrem eigenen Vergnügen fort. Die Markensammlungen waren geboren, und das Tauschen und Handeln wurde bald mit immer größerem Eifer betrieben. Als bald darauf besondere Markensammelbücher erschienen, in denen als Köpfe die Namen aller Länder in bekannten und unbekannten Sprachen aufgeführt waren, unterstützten die Eltern noch den Sammeleifer der Kinder. Denn man versprach sich von dem Markensammeln eine Bereicherung der kindlichen Kenntnisse in Erd-, Völker- und Sprachkunde. Es ist ja richtig, für Geographie- und Geschichtskenntnisse fällt dabei auch etwas ab, aber die meisten sammelnden und handelnden Jungen betreiben das Briefmarkensammeln auch heute noch nur als Sport, und böse Jungen behaupten, manchem sammelwütigen Jungen könne man eher einen Beutel mit ungezählten Goldstücken anvertrauen, als ihn mit der Markensammlung eines andern nur einen Augenblick allein lassen.



Wo steht Deutschlands ältester, größter Baum?

Am Fuße des Staffelberges in der Nähe von Eichensfels steht eine Linde, die als der älteste, auch größte Baum Deutschlands zu bezeichnen ist. Dieser Riese hat einen Umfang von 27 Meter, und unten an der Erde, wo sich die Wülfte der Wurzeln ausbreiten, soll sogar sein Durchmesser 24 Meter betragen. Das Alter des Baumes wird auf 1100 bis 1200 Jahre angegeben. Schon vor hundert Jahren, 1814, war der Lindenstamm so ausgehöhlt, daß der französische Marschall Berthier durch die Höhlung in den Stamm reiten, im Innern sein Pferd wenden und wieder hinausreiten konnte. Der Riesen-veteran unter den deutschen Bäumen ist auf der einen Seite gänzlich abgestorben, während die andere Seite im Juli eines jeden Jahres mit Blüten förmlich überschüttet ist. Welche Zeiten und Bilder dieser Baum erlebt haben mag! Des ganzen Mittelalters mit seinen dunklen Hegen- und Foltermerkmalen ist er Zeuge gewesen; um seinen Stamm spielten die Urahnen unserer Urahnen, in seinen Zweigen zwitscherten und sangen hundert-tausende von Vögeln, er erlebte die Geschichte Napoleons I. und des Weltkrieges von 1914. Wie lange wird er noch grünen und blühen?

Das Käthchen.

Am Wege liegt ein Käthchen klein,
Im Pfötchen hält's ein Zettelchen.
O Wanderer! Geh' zum Gericht
Und sage, was das Käthchen spricht:

Verlaufen, schlüpft ich in ein Haus
Und suchte Obdach und auch Schmaus,
Man sperrte mich im Keller ein,
Ich war doch noch so zart und klein.

Man ließ mich da zwei Tage lang
Ganz ohne Nahrung, ohne Trank.
Von Kälte und von Hungersnot
Erlöste mich der harte Tod.

O Mensch! Gedenke deiner Pflicht
Und quäl' die armen Tiere nicht!
Um deinen Schutz fleh'n im Verein
Das Pferd, der Hund und 's Käthchen klein.

Julie Klose.

Er ließ sich nicht irre machen.

Im Jahr 1870 war in Frontenhausen (Vilsbiburg, Ndb.) ein Volksschullehrer von gutem Humor. An einem Sonntagvormittag kam während des Hochamtes die Frau Lehrerin auf den Chor zum Lehrer, welcher gerade sang und Orgel spielte. Sie fragte, was für ein Fleisch sie ihm kochen sollte zu Mittag? Der Lehrer konnte Spiel und Gesang nicht unterbrechen, da sang er: „Annämirel a Gselchts, a Gselchts; söh sei foa Rindfleisch zua, hama ja Schweinas gnuu.“

Erzählung von meinem Vater. Joh. Eichner.

Der pfiffige Bauer.

Als einmal ein Bauer im Niederbayerischen einen neuen Knecht aufdingte, sagte er zu ihm: „Bei mir gehts keinem schlecht, bei mir ist sich einer Fleisch genug.“ Als jedoch der Knecht den Dienst angetreten hatte, fand er, daß die Fleischteile miserabel waren, und er machte deshalb dem Bauern bittere Vorwürfe, doch der Bauer sprach: „Da brauchst nicht zu schimpfen, ich hab dir's gleich gesagt, daß sich bei mir ein Fleisch genug ist und dieser eine bin ich und nicht du.“

Von meinem Vater sei. Franz Schraufstetter.



Rätsel.

Die Sonne hat's und auch der Mond,
Und jeder Körper, der glänzet,
Die silberne Schale hat es stark,
Worin man die Speisen kredenzet,
Das Wasser hat's, die Milch, der Wein,
Noch stärker hat es der Edelstein;
Ein jedes Wesen hat's eigentlich,
Sonst würd' es dem Auge nicht zeigen sich.
Und oft ist es wieder ein Bogen Papier,
Worauf man etwas bestätigt dir!
Doch trauen mußt du dem ganzen Wort,
Mein Leser, nur äußerst selten;
Es ist nur die Schale, die niemals dir
Für den Kern der Sache darf gelten.

Auflösung des Scherz-Rätsels aus der vorigen Nummer:

Der Umstand. — Auf ihren vier Beinen.
— Beim „E“. — Es macht den Mund auf. — Mit dem „ß“.